

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 28 (1918)
Heft: 5-6

Artikel: Das alte Testament im Lichte der altorientalischen Forschung
Autor: Baumgartner, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS ALTE TESTAMENT IM LICHTE DER ALTORIENTALISCHEN FORSCHUNG. VON W. BAUMGARTNER.

Die geographische Betrachtungsweise, die Ägypten zu Afrika, Syrien und das Tal des Euphrat und Tigris zu Asien rechnet, reisst Gebiete auseinander, die nach Bodenbeschaffenheit, Klima und Kultur einander nahe stehen, durch eine mehrtausendjährige Geschichte zusammengehalten werden und darum auch auf einen gemeinsamen Namen Anspruch machen dürfen. Wie man heute zum „Vorderen Orient“ meist auch Ägypten zu ziehen pflegt, so umfasst der „Alte Orient“ all die Länder vom Nil bis zum iranischen Hochland, von den Bergen Armeniens und Kleinasiens bis hinunter nach Südarabien, ein grosser Kulturreis, der bei allen nicht unbeträchtlichen Verschiedenheiten im Innern doch eine gewisse kulturelle Einheit bildet.

Von der einstigen Bedeutung dieser Länder berichteten die Bibel und griechische Historiker. Von mancherlei Überresten und Zeugen der früheren Herrlichkeit erzählten kühne Reisende, brachten wohl auch Kopien von rätselhaften Inschriften mit. Erst dem 19. Jahrhundert war es beschieden, diese Rätsel zu lösen und die alte Wunderwelt aus ihrem tiefen Schlaf zu wecken. 1802 legte ein 27jähriger Gymnasiallehrer, Grotfend, der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften einen Versuch vor, die dritte Kolumn der dreisprachigen persischen Königsinschriften zu lesen. Seine Richtigkeit bestätigte sich glänzend, als Rawlinson, ohne etwas von diesem Vorgänger zu wissen, zum selben Ergebnis kam. Das war der erste Schritt zur Entzifferung zunächst der persischen, dann auch der babylonisch-assyrischen Keilschrift. Wenig später gelang Champollion an Hand der von Bonaparte aus Ägypten heimgebrachten Denkmäler, namentlich des dreisprachigen Steins von Rosette, die Entzifferung der Hieroglyphen. Indessen vergingen noch Jahrzehnte, bis man diese schwierigen Schriftsysteme — beide ursprünglich Bilderschriften, die im Lauf der Zeit zur Wort- und Silbenschrift geworden — in ihrem ganzen Umfang kannte, die Inschriften mit Sicherheit lesen konnte und die Sprachen verstand. So entwickelten sich um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts Ägyptologie und Assyriologie als selbständige Wissen-

schaften, die heute an zahlreichen Universitäten ihre besonderen Vertreter haben.

Hand in Hand mit dieser entsagungsvollen Arbeit in den stillen Gelehrtenstuben ging die nicht minder mühsame Erforschung der alten Stätten selber. Zuerst am Nil, wo so viele prächtige Denkmäler lockten. Allmählich auch im Zweistromland, wo die in Ermangelung festen Gesteins aus Lehmziegeln aufgeföhrten Bauten gewaltsamer Zerstörung wie jahrtausendelanger Verwitterung weniger Widerstand geleistet hatten und fast ganz vom Erdboden verschwunden waren. Nur die scharfen Umrisse der unvermittelt aus dem Boden aufsteigenden Schutthügel verheissen dort dem kundigen Auge reichen Ertrag gründlicher Grabung. So wurden zuerst von englischen und französischen, dann auch von deutschen und amerikanischen Gesellschaften, oft unter grössten Schwierigkeiten und Gefahren, an den Punkten, wo man alte Städte vermutete, Ausgrabungen vorgenommen, die Mühe und Kosten reichlich lohnten. Wohl können sich nur einzelne Funde, etwa die geflügelten Dämonengestalten aus den Ruinen von Ninive oder die Löwen und Wildstiere auf den Emailziegeln des Istartores in Babylon an äusserer Pracht mit den ägyptischen Denkmälern messen; statt ganzer Gebäude fordert man meist nur Trümmer und Grundrisse zutage. Doch entshädigt dafür die Auffindung von vielen Tausenden mit Keilschrift bedeckter Tontafeln verschiedenster Grösse — darunter die umfangreiche Bibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal (Sardanapal) — die meist in die grossen Museen von London, Paris und Berlin wandern, um dort nach und nach gelesen und verarbeitet zu werden.

Von den beiden Wissenschaften hat sich die Ägyptologie rascher entwickelt. Die grossen Erfolge, die reichen Funde lenkten bald auf sie die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, die von Ägypten zuerst oder ausschliesslich aus den biblischen Erzählungen gehört hatten. Allein die Hoffnung, die Israeliten, Joseph und Mose auf den ägyptischen Denkmälern wiederzufinden, hat sich bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt. Indessen braucht man darum nicht gleich den ganzen ägyptischen Aufenthalt der Israeliten ins Reich der Fabel zu verweisen, wie es gelegentlich geschieht. Wir wissen aus dem Tagebuch eines an der ägyptisch-syrischen Grenze stationierten Offiziers, wie öfter semitische Nomaden, vom Hunger oder von Feinden aus ihren gewöhnlichen Wohnsitzen vertrieben, in Ägypten Einlass suchten und auch die Erlaubnis erhielten, sich in den Weidegebieten zwischen der Grenze und dem fruchtbaren Niltal aufzuhalten. Dasselbe für isra-

elitische Stämme anzunehmen, macht keine Schwierigkeiten; ebenso wenig, dass sie später, bei wiedererwachtem Freiheitstrieb, das Land auch gegen den Willen der Regierung verliessen. Soviel darf jedenfalls als geschichtlich gelten. Der Auszug spielt in der Erinnerung Israels eine grosse Rolle als das erste Ereignis der Volksgeschichte; dem freiheitsstolzen Volk wird man nicht zutrauen, dass es sich ohne Grund die Schmach einer Knechtschaft in fremdem Lande beigelegt habe. Die Einzelheiten sind preiszugeben; der genauere Hergang bleibt uns verborgen. Sagenhaft sind vor allem die grossen Zahlen und die den Auszug begleitenden Wunder. In der Josephsgeschichte ist das beliebte Glücksmärchen vom Jüngsten, der trotz der Nachstellungen der Brüder sein Glück macht, auf den Ahnherrn des Josephstamms übertragen und mit der Tatsache verknüpft, dass syrische Sklaven in Ägypten gelegentlich zu den höchsten Würden gelangten. Ebenso verwertet die Kindheitsgeschichte des Mose ein verbreitetes Märchenmotiv, das beim altbabylonischen König Sargon, bei Kyros und andern Gestalten wiederkehrt. — Was vom Auszug geschichtlich ist, wurde wohl für die Israeliten wegen der wichtigen Folgen bedeutsam; für die Ägypter war der Vorfall zu unbedeutend, als dass wir erwarten dürften, ihn auf den Denkmälern erwähnt zu finden. Wohl wird von Merneptah, in dem man den Pharao des Auszuges sieht, auf einer Liste von besiegt Völkern und Städten auch Israel genannt. Allein da dieses nach dem Zusammenhang nicht zu lokalisieren ist, wissen wir nicht, ob es sich um siegreiche Kämpfe gegen Israeliten handelt, die überhaupt nicht in Ägypten waren, oder mit solchen, die eben aus Ägypten flohen, oder ob gar die Schlappe am Schilfmeer hier nach höfischer Manier zu einem grossen Sieg geworden ist. Der Deutungsmöglichkeiten sind so viele, dass der Ertrag dieser Entdeckung schliesslich klein genug ist.

Langsamer entwickelte sich die Assyriologie. Auch ihr kamen namentlich in England die biblischen Interessen zugute, die die grossen für die Ausgrabungen erforderlichen Geldsummen zusammenbrachten. Und wenn sie in der Gunst des Publikums der Schwesterwissenschaft bald den Rang abrief, so liegt das gewiss in erster Linie daran, dass sich von der Bibel wesentlich mehr Fäden nach dem Osten spinnen als nach Ägypten: Dort sucht sie die Heimat des Menschen Geschlechts. Euphrat und Tigris sind zwei der Paradieseströme. Auf den Bergen von Ararat (Armenien) im Norden von Mesopotamien landet nach der grossen Flut die Arche. In Babylon steht der grosse Turm, an dessen Bau die Scheidung der Sprachen geknüpft wird.

Abraham ist in Ur in Südbabylon geboren, wohnt in Haran in Mesopotamien, bevor er nach Kanaan auswandert. Die Ausdehnung des assyrischen Reiches bringt 722 das Nordreich zu Fall, während Sanheribs Angriff vor Jerusalems Mauern scheitert (701). Schliesslich erliegt Juda dem neubabylonischen Reiche; Nebukadnezar nimmt Jerusalem ein und führt grosse Teile der Bevölkerung in die Verbannung (597 und 586). Hier am Flusse Kebar tritt der Prophet Ezechiel auf, in Ninive spielt der letzte Teil der Jonageschichte, am Hof der neubabylonischen Könige das Danielbuch. Babylon wird zum Typus des Erzfeindes und gibt noch der Offenbarung Johannis den Decknamen ab für den damaligen Feind, Rom. So ist die Bibel vom ersten bis zum letzten Buch von den Beziehungen zu den Ländern des Ostens durchzogen. Kein Wunder, dass man von den dortigen Ausgrabungen Licht und Aufklärung erhoffte. Dem schienen auch die Ergebnisse zu entsprechen: Unter den Tontafeln der Bibliothek Assurbanipals entdeckte G. A. Smith einen Bericht über die Sintflut, der dem biblischen überaus nahesteht; ein anderer Text sollte vom Turmbau und der Sprachenverwirrung erzählen; auf einem Siegelzylinder glaubte man eine Darstellung des Sündenfalles zu finden. 1902 forderten die französischen Ausgrabungen in Susa einen grossen Dioritblock zutage, der in Keilschriftzeichen die umfangreiche Gesetzesammlung des altbabylonischen Königs Hammurabi enthielt, den man mit dem in I. Mose 14 erwähnten Amraphel von Sinear gleichsetzt und darum für einen Zeitgenossen Abrahams betrachtet. Und unter den vor wenigen Jahren von einer amerikanischen Expedition in Nippur gefundenen Texten soll sich nach den Angaben eines englischen Assyriologen ein zusammenhängender Bericht über Paradies, Sündenfall und Sintflut befinden. So jagte eine Sensation die andere; nicht gerade zum Besten der Forschung. Die Gefahr, dass die junge Wissenschaft diesem Sensationshunger auf Kosten der nüchternen Kleinarbeit allzusehr entgegenkomme, wurde nicht ganz vermieden. Mehr als eine voreilig verkündete „Entdeckung“ musste nachträglich widerrufen werden, so z. B. jener angebliche Text über Turmbau und Sprachverwirrung, und mit jenem Sündenfallzylinder und den neuen Nippurtexten dürfte es sich nicht viel anders verhalten. Ausserdem führte das zu einer unrichtigen Einschätzung der Assyriologie, als ob sie blosse Hülfssdisziplin der Bibelforschung wäre und gar keinen Eigenwert besäße. Mögen die Beziehungen zur Bibel dem Theologen und biblisch interessierten Laien an erster Stelle stehen, so ist das nur eine und nicht einmal die wichtigste Seite. Assy-

riologie wie Ägyptologie sind selbständige Gebiete der Altertumswissenschaft und haben zusammen die Zahl der von unserer „Weltgeschichte“ umfassten Jahrhunderte nahezu verdoppelt; das „Altertum“, vorher kaum bis gegen 1000 v. Chr. reichend, geht jetzt bis ins vierte vorchristliche Jahrtausend zurück. Hebräer und Phönizier, einst die ältesten einigermassen bekannten Völker, müssen heut als verhältnismässig jung gelten. Das oben erwähnte Gesetz Hammurabis zeigt, zusammen mit den vielen aufgefundenen Kauf- und Geschäftsurkunden, schon für den Ausgang des dritten Jahrtausends ein so hoch entwickeltes Rechts- und Wirtschaftswesen, wie es niemand auch nur zu träumen gewagt hätte. Von dem, was Babylonien in Astronomie, Mathematik und Metrologie geleistet, zehren noch wir. Nicht minder interessant ist die ausgedehnte Literatur. Der Kürze halber sei für all dies auf die sachkundige Darstellung von C. Bezold, *Ninive und Babylon* (in Velhagens Monographien zur Weltgeschichte) verwiesen.

Hier soll bloss von den Beziehungen zum Alten Testament die Rede sein. Die alle Erwartungen übertreffenden Entdeckungen führten zu einer Überschätzung derselben. Ein Beispiel ist der Babel-Bibel-Streit, der vor anderthalb Jahrzehnten die Gemüter in Deutschland so sehr erregte. „Babel und Bibel“ war der Titel eines von Friedrich Delitzsch, dem Nestor der deutschen Assyriologen, am 13. Januar 1902 vor dem Kaiser gehaltenen Vortrages. Hier wie in drei weiteren Vorträgen wollte Delitzsch die Abhängigkeit Israels von der überlegenen babylonischen Kultur erweisen. Die unverkennbare Tendenz, Babel über die Bibel zu stellen, weckte in kirchlichen Kreisen natürlich Entrüstung; auch der Kaiser, der Delitzsch zuerst seine Zustimmung ausgesprochen, rückte nachher deutlich von ihm ab. Freilich ist auch die Kirche nicht von der Schuld freizusprechen, dass sie, sei es aus einer gewissen Gleichgültigkeit oder aus übergrosser Ängstlichkeit heraus, versäumt hatte, auch nur die elementarsten Ergebnisse der Bibelkritik dem Volk zu übermitteln und im Unterricht angemessen zu verwerten, vielmehr jeden frischen Luftzug ängstlich fernzuhalten bemüht war. Wenn weite Kreise noch auf dem Boden der Verbalinspiration, der Unfehlbarkeit und Unverbrüchlichkeit jedes einzelnen Bibelwortes standen, mussten Ausführungen wie die von Delitzsch katastrophal wirken. Ihren wissenschaftlichen Wert darf man nicht überschätzen. Dass Babylon es in Wissenschaft und Handel viel weiter gebracht als das israelitische Bauerntum, und dass dieses von der überlegenen babylonischen Kultur

mannigfach abhängig gewesen, war den Alttestamentlern bereits bekannt. Was Delitzsch darüber hinaus als neu vorbrachte — über einen babylonischen Monotheismus, über das Vorkommen des Jahwennamens in Keilschrifttexten, über die höhere Sittlichkeit und die höhere Stellung der Frau in Babylonien — waren nicht sichere wissenschaftliche Ergebnisse, sondern mehr seine persönlichen Meinungen, die schon bei seinen eigenen Fachgenossen auf entschiedenen Widerspruch stiessen, zum Teil geradezu Entgleisungen des sonst so verdienten Assyriologen bei unnötigen Übergriffen auf ein ihm weniger vertrautes Gebiet. Aus der grossen Flut von 1500 Gegenschriften, die, meist mit mehr Eifer als Sachkenntnis geschrieben, nicht gerade einen erhebenden Eindruck machen, seien nur drei von mehr als vorübergehendem Werte erwähnt: C. Bezold, Die Keilinschriften und ihre Bedeutung für das Alte Testament (Tübingen, Mohr, 1904); H. Gunkel, Israel und Babylonien (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903); H. Zimmern, Die Keilinschriften und die Bibel nach ihrem religionsgeschichtlichen Zusammenhang (Berlin, Reuther & Reichardt, 1903).

Erst merkwürdig spät, als in Ägypten und Babylonien die Ausgrabungen schon jahrzehntelang im Gang waren, kam man darauf, auch in Palästina selber solche vornehmen zu lassen. Zuerst die Engländer 1890 durch Flinders Petrie, der in Ägypten mit grossem Erfolg gegraben hatte. Der erste Deutsche, der die Bedeutung solcher Ausgrabungen für die Bibelwissenschaft erkannte, war der Alttestamentler E. Sellin. Dann nahm der Deutsche Palästina-Verein die Sache in die Hand. Seitdem beteiligten sich auch Franzosen und Amerikaner. Anfänglich bezahlte man wohl der Ungewöhntheit des Unternehmens seinen Tribut in allerlei Fehlern. Man ging wenig methodisch und sorgfältig vor, war zu sehr auf sensationelle, namentlich religionsgeschichtliche Funde eingestellt; eine Stallanlage wurde für eine Kultstätte, ein Kohlenbecken für einen Räucheraltar gehalten. Aber die Ergebnisse waren doch wertvoll genug. Eine Reihe alter Städte, Lakisch, Gezer, Megiddo, Taannek, Jericho, Samaria, wurden ausgegraben und ihre sich über einander lagernden Schichten vom dritten vorchristlichen Jahrtausend bis in die byzantinische und arabische Zeit hinein blossgelegt; in Jerusalem selber stossen die Grabungen leider auf grosse Schwierigkeiten wegen der modernen Überbauung und des Widerstandes der Mohammedaner gegen eine Entweihung ihrer heiligen Stätte. Man gewann da eine ungeahnte Fülle von Anschauungsmaterial, vor allem Hausrat und Gebrauchs-

gegenstände der verschiedenen Epochen. Wir sehen, wie die Toten bestattet, in allerältester Zeit auch verbrannt wurden, wie eine kanaanäische Kultstätte beschaffen war, wie die Häuser gebaut, die Städte angelegt und befestigt wurden. Die gewaltigen Mauern Jerichos z. B. erregen noch unsere Bewunderung. Von der kanaanäischen Religion erzählen die kleinen Götterbilder und Amulette, von ihren düstern Seiten, Opfer der Erstgeborenen und Bauopfern, die in Fundamente eingemauerten Skelette und die zahlreichen Leichen Neugeborener. Ein schönes Beispiel des für Kanaan so charakteristischen Synkretismus ist ein Siegelzylinder aus der Zeit um 2000 v. Chr., der den babylonischen Gott Nergal in ägyptischer Tracht darstellt und Keilschriftzeichen und Hieroglyphen nebeneinander enthält. — Der für die Anfänge israelitischer Geschichte wichtigste Fund freilich ist auf ägyptischem Boden gemacht worden: die 1887 in El-Amarna am Nil erfolgte Auffindung des Archivs der Pharaonen Amenhotep III. und IV. Uns interessiert die darin enthaltene Korrespondenz der beiden Pharaonen mit ihren Vasallen, den kanaanäischen Stadtfürsten. Das Land in kleine, miteinander im Streit liegende Stadtfürstentümer zersplittert; fremde Völkerschaften, darunter die Chabiri — die Verwandten und Vorläufer der Hebräer — im Osten herandrängend; die ägyptische Oberherrschaft nur noch dem Namen nach bestehend, tatsächlich ohnmächtig: das sind die Zustände in Kanaan im 14. Jahrhundert, kurz vor der Einwanderung der Israeliten, wie sie aus diesen Briefen mit aller Deutlichkeit hervorgehen.*)

Von Wichtigkeit wurde aber auch die Forschung in scheinbar weit abliegenden Gebieten. Die kühnen, unter vielfacher Lebensgefahr unternommenen Forschungsreisen von Halévy und Glaser haben den Beweis erbracht, dass auch Südarabien in den Reichen der Minäer und Sabäer schon früh eine ansehnliche Kultur besass. Da sich einzelne Kolonien nach Nordarabien vorschoben, wo sich in El-Oela Spuren von ihnen gefunden haben, reichte diese Kultur bis an den Golf von Akaba und die Sinaihalbinsel heran, d. h. an das Gebiet, in dem sich die Israeliten vor der Einwanderung in Kanaan längere Zeit aufhielten, so dass hier, durch Vermittlung Jetros und der Midianiter, die Möglichkeit einer Beeinflussung der Israeliten durch die südarabische Kultur gegeben wäre. Behauptet wurde eine solche von Glaser, Hommel und Winckler, die sich dabei auf gewisse

*) Vgl. weiter H. Gressmann, Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament. Tübingen, Mohr, 1907; P. Thomsen, Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Teubner, Leipzig (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 260).

Übereinstimmungen zwischen altarabischen und israelitischem Opferkult, sowie auf das Vorkommen einer an hebräisches Levi anklingenden Bezeichnung für den Priester beriefen. Allein die ganze südarabische Frage ist noch wenig geklärt; gerade in den wichtigsten Punkten, bezüglich Lesung und Datierung der Inschriften, gehen die Meinungen der wenigen Kenner weit auseinander. Nur wenn das Reich der Minäer wirklich dem der Sabäer voranging, was eben umstritten ist, rückt ersteres in so frühe Zeit hinauf, dass ein Einfluss auf die Israeliten überhaupt chronologisch möglich wird; und auch dann steht noch der Beweis aus, dass die Midianiter von der südarabischen Kultur berührt waren.

In die palästinische Geschichte greift ferner jene Kultur ein, die die Küsten und Inseln des ägäischen Meeres beherrscht und danach die ägäische genannt wird. Wir finden sie in Troja, auf dem griechischen Festland (Mycenae und Tiryns) und auf den Inseln (Kreta), eine vorgriechische Kultur, in die später die einwandernden Griechen hineinwuchsen. Besonders entwickelt waren Baukunst und Töpferei. Wie alt diese Kultur ist, ergibt sich aus ihren Beziehungen zu Ägypten; denn ägäische Töpferwaren, an ihrer besonderen Ornamentik leicht kenntlich, finden sich dort schon in Gräbern des dritten Jahrtausends. Da ist es nicht verwunderlich, wenn sie auch nach Syrien übergriff, wo wir vor allem in den Philistern ihre Träger zu sehen haben. Als um 1300 der gewaltige Ansturm der „Nordvölker“, die sich zu Wasser und zu Land gegen Ägypten herangewälzt, von Merneptah in einer grossen Schlacht abgewiesen worden und jene Scharen zurückfluteten, da setzte sich ein Teil von ihnen, eben die Philister, in fünf Städten im Süden der syrischen Küste fest. Wie sie dann, im Bestreben, das kanaanäische Hinterland zu gewinnen, mit den Israeliten zusammenstissen, die sich damals eben auf den kanaanäischen Bergen festgesetzt hatten, wie ein erbittertes Ringen zwischen den beiden Völkern entstand in dem Saul unterlag und erst David den Philistern die Lust zu weiteren Angriffen zu nehmen vermochte, ist aus der israelitischen Geschichte bekannt. — Selber weder semitischer noch indogermanischer Herkunft, hatten sie aus ihrer Heimat — Kreta oder der Küste Kleinasiens — ihre ägäische Kultur mitgebracht, von der sich Spuren erhalten haben, auch wenn sie selber bald mit der kanaanäischen Bevölkerung verschmolzen, so dass wir bei ihnen semitische Namen und semitische Gottheiten finden. So sind die Ausgrabungen in den Küstenstädten auf eine Menge ägäischer Töpferwaren und palästinische Nachahmung

derselben gestossen; und wenn das Richterbuch erzählt, wie der geblendete Simson die zwei Säulen, die das Dach des Tempels oder Palastes trugen, umfasste und niederriss (16,29), so finden wir in solchem Baustil, der Kanaan wie Phönizien sonst völlig fremd ist, die Paläste auf Kreta gebaut. Als hauptsächlichstes Denkmal aber hat das so wenig „philisterhafte“ Volk dem Lande seinen Namen — Palästina = Philisterland — hinterlassen.*)

Schliesslich ist in der allerletzten Zeit noch ein weiteres Forschungsgebiet hinzugekommen, das sich immer mehr zu einer eigenen Wissenschaft entwickelt. Schon das Alte Testament redet gelegentlich von einem Volk der Hetiter, das in den assyrischen Denkmälern als Chatti, in den ägyptischen als Cheta wiederkehrt. 1906 gelang es dann Hugo Winckler, im Herzen von Kleinasien, in Boghasköi, die Hauptstadt des einstigen Hetiterreiches aufzufinden. Seitdem haben in Keilschrift geschriebene hetitisch-assyrische Vokabularien auch das Verständnis der Sprache erschlossen; nur die hetitische Bilderschrift ist noch nicht sicher zu deuten. Die Sprache ist neuerdings von dem Assyriologen Hrozny als indogermanisch bezeichnet worden, was indessen viele Bedenken gegen sich hat. Die Geschichte der Hetiter lässt sich gegenwärtig bis um 2000 v. Chr. zurückverfolgen. Um die Mitte des zweiten Jahrtausends besassen sie ein grosses Reich in Nordsyrien und Mesopotamien, das sich mit Ägypten um den Besitz Syriens stritt, bis es dem Ansturm der Nordvölker erlag. Dass auch Palästina in alter Zeit wenigstens stellenweise von Hetitern bewohnt war (I. Mose 23), ist durch die Denkmäler bis jetzt allerdings nicht bestätigt worden, aber trotzdem möglich. Noch David hat einzelne Hetiter, wie den bekannten Urias, in seinen Diensten. — Die hetitische Kultur scheint von der ägyptischen und babylonischen ziemlich abhängig, hat sich aber dieses Lehngut ganz zu eigen gemacht und selbständig umgestaltet und damit wieder auf andere Völker, z. B. die Assyrer, eingewirkt. Für die Kulturvermittlung zwischen dem Orient und Griechenland spielten sie wahrscheinlich eine noch wichtigere Rolle als die Phönizier. Da wird auch Israel von hetitischen Einflüssen nicht ganz unberührt geblieben sein, wenngleich wir dieselben heute noch nicht sicher feststellen können. Über „Reich und Kultur der Chetiter“ hat der bekannte Berliner Historiker Eduard Meyer vor kurzem ein hübsches Buch erscheinen lassen (Berlin, Curtius, 1914), das aber durch die neueren Entdeckungen bereits wieder überholt

*) Vgl. F. Stähelin, Die Philister. Basel, Helbing & Lichtenhan, 1917.

ist, jedoch ohne dass die wichtigen Fragen nach Herkunft und Umfang dieses Volkes gelöst wären. So sind die Hetiter noch immer eine nicht genau bestimmbarer Grösse; ob wirklich alles, was man heute dazu rechnet, sprachlich und ethnographisch einheitlich ist, mag man bezweifeln.

Überhaupt bietet Vorderasien im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ein wirres Gemenge der verschiedensten Völker und Sprachen, ein bewegtes Durcheinander, das an die Zeiten der Völkerwanderung erinnert und sich vorerst noch nicht völlig entwirren lässt. Unter anderm ist in Syrien auch eine Herrenschicht mit deutlich indogermanischer, speziell arischer Sprache festzustellen; wir treffen da bereits die Götter Indra, Mithra, Varuna.

So ist das Bild vom Alten Orient, wie es die Forschung heute vor unsern Augen erstehen lässt, recht bunt und vielgestaltig. Und doch ist eine gewisse Einheit in dieser Mannigfaltigkeit nicht zu verkennen, eine Einheit, die sich in Sprache und Schrift äussert und die — das ist besonders interessant — babylonisch orientiert ist. Wenn die kanaanäischen Stadtfürsten mit ihrem ägyptischen Lehensherrn korrespondieren, so tun sie es in Keilschrift und babylonischer Sprache; wenn der Pharao und der Hetiterkönig miteinander einen Vertrag schliessen, so wird dieser in Keilschrift und babylonischer Sprache abgefasst; die babylonisch-assyrische Keilschrift ist mit einigen Änderungen auch für die hetitische, armenische, persische Sprache verwendbar gemacht worden. Diesem Gedanken einer Einheitlichkeit jener ganzen Kultur ist der 1913 gestorbene geniale Orientalist Hugo Winckler, der ruhmreiche Entdecker von Boghasköi, nachgegangen, und er hat ihn zu einem grossen System ausgebaut. Er glaubte nämlich im ganzen Umfang des Alten Orients eine einheitliche und geschlossene, alles umfassende Weltanschauung zu finden, die sich in Babylon am schärfsten ausgeprägt und von dort aus wahrscheinlich ihren Ausgang genommen habe. Das ist die Lehre von der „altorientalischen Weltanschauung“, oder des „Panbabylonismus“, wie das von den Gegnern übernommene Schlagwort lautet, die Winckler bis zu seinem Tode unermüdlich und energisch in zahlreichen, meist auch für weitere Kreise bestimmten Veröffentlichungen vertreten und verteidigt hat.*)

¹⁾ Vgl. H. Winckler, Die altorientalische Geisteskultur. Leipzig, Quelle & Meyer, 1907 (Sammlung Wissenschaft und Bildung).

Es ist eine Gestirnreligion, in der Sonne, Mond und Sterne die Hauptrolle spielen, freilich nicht als selbständige Gottheiten, sondern als die höchste Offenbarung und Erscheinungsform der einen grossen göttlichen Macht, die hinter allem steht. Darum ist für den Babylonier die Wissenschaft von den Sternen so wichtig; der Sternhimmel ist das grosse Buch, an dem die Geschichte von Himmel und Erde, die vergangene wie die künftige, geschrieben steht; dort mag sie der Kundige ablesen. Und da im ganzen Weltall nur die eine göttliche Macht wirkt, entsprechen sich Himmel und Erde, Makrokosmos und Mikrokosmos, in ihren Geschicken. — Wie die Zukunft, so lässt sich auch die Vergangenheit vom Himmel ablesen. Denn die Geschichte früherer Zeiten ist mit mythischen Farben, als Schilderung von Vorgängen am Himmel gemalt, das ganze Geschichtsbild nach dem astralmythologischen Schema konstruiert. Mythologie ist also die Darstellungsform der Geschichte; die babylonische Götter- und Himmelslehre gibt uns den Schlüssel zu aller scheinbar geschichtlichen, in Tat und Wahrheit mythischen Darstellung geschichtlicher Vorgänge. — Das ganze System, das in Babylon schon am Anfang der uns zugänglichen Geschichte, um 3000 v. Chr., ausgebildet vorliegt, ist von dort nicht nur auf alle übrigen Länder Vorderasiens und Ägypten übergegangen, sondern auch auf Griechenland und Rom; es beherrscht die arabische Überlieferung, hat das Abendland stark beeinflusst, wirkt noch in unserer Kultur in verschiedenem nach (Kalender, Sexagesimalsystem, heilige Zahlen) und ist in Bruchstücken bis zu den fernsten Naturvölkern gedrungen.

Umfasste und beherrschte diese Lehre den ganzen Alten Orient, dann konnte sich ihr auch Israel nicht entziehen, müssen sich ihre Spuren auch im israelitischen Schrifttum aufweisen lassen. Schon Winckler hatte dem einen beträchtlichen Teil seiner Arbeiten gewidmet. Auf Grund derselben Voraussetzungen hat dann Alfred Jeremias, Pfarrer und Privatdozent in Leipzig, unternommen, das Alte Testament von diesem Standpunkt aus darzustellen und zu erläutern, in dem grossen reich illustrierten Werke „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients“ (3. Aufl., Leipzig, Hinrichs, 1916). Da ist nun, nach seinen eigenen Worten, die „orientalische kosmisch-mythische Sprechweise zum Kanon für das Verständnis der gesamten alttestamentlichen Erzählungskunst und der gesamten biblischen Symbolsprache“ erhoben. Wie das gemeint ist, mögen einige Beispiele veranschaulichen. Der von den Brüdern in die Grube geworfene Joseph stellt den in die Unterwelt hinabgesunkenen Vege-

tationsgott Tammuz dar; Saul mit seiner Lanze entspricht dem Mond; Bathseba, deren Mann Urias ihretwegen ums Leben kommt, der Istar, die ihren Buhlen den Tod bringt. Dabei besteht zwischen den Auffassungen von Winckler und Jeremias insofern ein gewisser Unterschied, als Winckler noch mit der Herübernahme eigentlicher Göttermythen rechnete und darum im Alten Testament mythologische Gestalten zu finden meinte, während Jeremias nur eine bestimmte Darstellungsform, einen mythischen Stil, annimmt, durch den die Geschichtlichkeit der Personen wie der Vorgänge nicht betroffen werde.

Indessen wird die Existenz dieser „altorientalischen Weltanschauung“ von hervorragenden Orientalisten und Althistorikern rundweg in Abrede gestellt. Die ausgedehnte assyrisch-babylonische Literatur, in der man sie doch in erster Linie finden sollte, lässt uns von dem ganzen System bestenfalls einige wenige Bruchstücke sehen, die sich auch anders, ohne jene umständlichen Voraussetzungen, verstehen lassen. Zudem verraten die ältesten babylonischen Denkmäler wenig von einer so hohen Kultur, wie sie jene Theorie schon für diese Zeit voraussetzt, und von astronomischer Seite will man die Entwicklung einer eigentlichen Astronomie, der Grundlage jener Weltanschauung, erst für das letzte vorchristliche Jahrtausend annehmen. Ist also ihre Existenz nicht einmal für Babylon selber einwandfrei erwiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht, so ist es methodisch nicht unbedenklich, diese grosse Lücke anderswoher, aus dem reicherer Erzählungsmaterial des Alten Testaments, zu ergänzen, zumal die astral-mythologischen Deutungen auch hier für den, der nicht von vornherein auf jenem Boden steht, meist recht wenig überzeugend sind.*.) Schwerwiegende Einwände hat endlich auch die Ethnologie zu machen, deren Hauptproblem, die Frage, ob die vielen ähnlichen und gleichen Erscheinungen bei verschiedenen Völkern als selbständige Parallelbildungen im Sinne von Bastians „Elementar-“ oder „Völkergedanken“, oder im Sinne Ratzels als Folge von geschichtlichen Zusammenhängen, von Wanderung und Entlehnung aufzufassen seien, zu rasch und einseitig in letzterem Sinn entschieden wird. Wie soll man sich die Mythen der Naturvölker, die doch in ihrer überwiegenden Mehrheit einen so viel ursprünglicheren Eindruck machen als die babylonischen, von dorther stammend denken? Überhaupt ist der Panbabylonismus von der modernen, hauptsächlich durch die

¹⁾ Zu empfehlen ist: Fr. Wilke, Die astralmythologische Weltanschauung und das Alte Testament. Gross-Lichterfelde-Berlin, Runge, 1907 (Bibl. Zeit- und Streitfragen III 11).

starke Vermehrung des völkerkundlichen Materials sich aufdrängenden Auffassung von Mythologie, wie sie namentlich W. Wundt vertritt, noch merkwürdig unberührt; schon die fast ausschliessliche Berücksichtigung der Himmelsmythologie verrät seinen Ursprung aus einer früheren, heute bereits überholten Epoche mythologischer Forschung.

Wenn man, wie oben gezeigt, mit einer gewissen einheitlichen altorientalischen Kultur rechnen muss, so ist diese auf Austausch und Übertragung der einzelnen Kulturelemente innerhalb des gesamten Kulturkreises zurückzuführen. Verkehrt ist es jedenfalls, die Einheit als geschlossenes System an den Anfang der uns zugänglichen Geschichte zu setzen, wo vielmehr — das zeigen die Denkmäler — noch die bunte Vielheit herrscht. Ein solches System könnte man sich bestenfalls, in bescheidenerem Umfang, am Ausgang des Altertums, als Erzeugnis gelehrter priesterlicher Spekulation denken. Und ähnlich wie bei Delitzsch spielt auch bei Winckler eine Überschätzung des babylonischen Elements mit. Dass z. B. gerade in Palästina der ägyptische Einfluss grösser war, haben die Ausgrabungen mit Sicherheit erkennen lassen.

Unter solchen Umständen kann man Bücher wie die von Winckler und Jeremias natürlich nur mit Einschränkung empfehlen, da der gewöhnliche Leser meist nicht in der Lage ist, zwischen dem Tat-sachenmaterial und der Theorie des Verfassers zu unterscheiden, was hier doch sehr wünschenswert wäre. Im Gegensatz dazu lässt H. Gressmann in seinen „Altorientalischen Texten und Bildern zum Alten Testament“ (Tübingen, Mohr, 1909) möglichst die Denkmäler selber reden.

* * *

Unterdessen hatte die wissenschaftliche Arbeit am Alten Testa-ment selber nicht geruht. Da standen, seit der Mitte des 18. Jahr-hunderts, die Probleme des Pentateuchs im Vordergrund, die Schei-dung und Reihenfolge seiner Quellen, bis endlich Wellhausens glän-zende Darstellung der schon von Früheren vertretenen Ansicht, dass die sogenannte Priesterschrift die jüngste der Pentateuchquellen und nach den Propheten anzusetzen sei, zum Siege verhalf. Damit und durch die gleichzeitige kritische Untersuchung der übrigen historischen Bücher gewann man erst die Möglichkeit, sich vom tatsächlichen Gang der israelitischen Geschichte und Religionsgeschichte ein Bild zu machen, ein Bild, das vom traditionellen allerdings stark genug

abwich. Fielen nun doch gerade die Elemente, die der herkömmlichen „biblischen Geschichte“ ihr besonderes geistliches Gepräge gegeben hatten, als Geschichtskonstruktion der späteren Zeit weg. Dafür lernte man ein urwüchsiges, lebensfrohes und kriegerisches Volk kennen, das weder so unnatürlich fromm, noch so gottlos und verderbt war, wie es die Tradition im Wechsel darstellte. Mit Waffengewalt behauptete es sich im Besitz des einmal gewonnenen Landes; durch ein nationales Königtum geeint und gestärkt, begann es schon über die Landesgrenzen hinaus sich auszudehnen, als unheilvolle innere Spaltung, hervorgerufen durch den von Salomo eingeführten orientalischen Despotismus, und langwierige, schwere Kämpfe mit den Nachbarn seine Kräfte aufrieben. Nach verzweifeltem Widerstand fiel erst das Nordreich, 130 Jahre später Juda. Während die aus Samaria Weggefährten im Exil untergingen, kehrten die Juden in ihrer Eigenart nun gefestigter aus Babylon in die Heimat zurück; doch nicht mehr als Volk, sondern als gesetzestreue Kultgemeinde, die nun rückschauend die Vergangenheit einerseits, unter dem Eindruck der durch die grosse Katastrophe bestätigten prophetischen Predigt als Abfall und Verirrung brandmarkte, anderseits nach den Idealen der Gegenwart in Gold malte. Ein jugendkräftiges Volk, das, vom Räderwerk der Weltgeschichte zum Krüppel gemacht und zu einem Sklavendasein gezwungen, sich in ein verwinkeltes Gesetzesystem einkapselt und in seiner Erfüllung das Heil sucht, und doch den alten Traum von Freiheit und Macht nicht loswird — eine Geschichte von erschütternder Tragik auch ohne die ebenso furchtbare Fortsetzung, das Geschick Ahasvers.

Dieses Geschichtsbild ist, mit all den einzelnen kritischen Ergebnissen, auf denen es beruht, rein aus der Arbeit am Alten Testament erwachsen, in vollständiger Unabhängigkeit von den Ausgrabungen und der übrigen altorientalischen Forschung, zu einer Zeit, wo man in Deutschland davon noch wenig wusste. Wie verhält sich zu ihm nun das Bild von der israelitischen Geschichte, so wie es sich heute vom Alten Orient aus darstellt? Die Frage ist nicht nur sachlich, sondern auch methodisch von hohem Interesse. Den literarischen Quellen, wie sie uns im Alten Testamente vorliegen, treten hier Quellen anderer Art, Inschriften, Denkmäler, „Überreste“ aller Art entgegen, erstklassige Quellen, die viel klarern und zuverlässigeren Aufschluss zu geben scheinen. Wird nun das durch literarkritische Arbeit gewonnene Ergebnis durch den Befund der Ausgrabungen und Denkmäler bestätigt oder nicht?

Die Antwort lautet recht verschieden. „Wellhausen ist widerlegt!“ rufen die einen, Orientalisten wie Hommel in München, Sayce in London, die Panbabylonisten, konservative Alttestamentler, und endlich die grosse Schar biblisch interessierter Laien, die zwischen Wellhausen und dem Antichrist keinen allzugrossen Unterschied machen. „Wellhausen ist nicht widerlegt!“ heisst es dagegen bei der Mehrzahl der Orientalisten und den kritischen Alttestamentlern. Diese Meinungsverschiedenheit in einer Sache, wo anscheinend ein sicherer Entscheid nicht schwer fallen sollte, für Fernerstehende verwirrend genug, verdient näher betrachtet zu werden.

Vor allem gilt es, sich darüber klar zu werden, was man von den neu erschlossenen Quellen überhaupt erwarten kann.

Wenn man der Literarkritik gern ihre Subjektivität vorwirft, so vergesse man nicht, dass auch die Quellen der andern Art davon nie ganz frei sein werden. Die Inschrift, in der ein assyrischer König über seinen Feldzug in Palästina berichtet, steht den betreffenden Ereignissen allerdings sehr viel näher als die, vielleicht hundert Jahre später verfasste, Darstellung der Königsbücher. Aber auch jene gibt ja den Sachverhalt schliesslich nur in der assyrischen Auffassung und Darstellung wieder, deren Objektivität man ja auch nicht zu hoch anschlagen darf; es sei nur an jenen Fall erinnert, wo König Sanherib in einer blutrünstigen Schlachtschilderung sich selber den Sieg zuschreibt, während ihn die babylonische Chronik für die Babylonier in Anspruch nimmt. Und auch da, wo uns eigentliche „Überreste“ vorliegen, die jede Willkür auszuschliessen scheinen, kommt doch mit der Interpretation des Fundes gleich ein subjektives Moment dazu; wie häufig sind nicht die Fälle, wo die besten Kenner über Alter und Bedeutung eines Fundes verschiedener Meinung sind! Und jener subjektive Faktor wird um so grösser, wenn es sich darum handelt, aus den einzelnen Funden ein Gesamtbild zu gewinnen.

Wichtiger ist eine andere Schwierigkeit. Die palästinischen Ausgrabungen geben uns zwar Aufschluss über die äussere Kultur in den verschiedenen Epochen, erlauben auch wohl da und dort, Rückschlüsse auf das Geistesleben der betreffenden Zeit. Aber über die Bevölkerung selber besagen sie so gut wie nichts; die wenigen Skelett-funde ermöglichen kaum die anthropologische Bestimmung des Menschenschlags. Wie unzulänglich das alles ist, ergibt sich am besten daraus, dass jene Ausgrabungen z. B. die Einwanderung der Israeliten nirgends deutlich erkennen lassen. Wo unvermittelter Übergang von einer Bestattungsart zu einer andern auf einen Be-

völkerungswechsel hinweist, handelt es sich um viel frühere Vorgänge. Wenn sich etwa vom 12. Jahrhundert in der Töpferei eine gewisse Abschliessung gegen fremde Einflüsse verrät, nur noch mechanisch die früheren Formen nachgeahmt und leise modifiziert werden, so werden wir das gewiss mit der Einwanderung der Israeliten in Zusammenhang bringen, an sich liesse es sich aber auch anders erklären. Von diesem wichtigsten Ereignis der israelitischen Geschichte erfahren wir also von da aus nichts! Nur wo literarische Quellen uns zu Hilfe kommen, kann von wirklicher „Geschichte“ die Rede sein; darum bringt es auch die Prähistorie, die allein auf Funde angewiesen ist, nie zu einer solchen.

Und jene Lücke würde auch durch die reichen Denkmäler Ägyptens und Babyloniens nicht ausgefüllt. Denn diese nennen Israel natürlich immer nur da, wo Israel sich mit ihrer Geschichte irgendwie kreuzt. Wir gewinnen also wohl einzelne feste Punkte der israelitischen Geschichte, die aber jeder Verbindung unter einander ermangeln. Soviel wissen wir etwa aus der Geschichte von Tyrus!

So werden wir immer wieder auf das alttestamentliche Schrifttum zurückgewiesen, das allein jenes dürftige Netzwerk auszufüllen vermag. Gewiss ist sein geschichtlicher Wert in den einzelnen Teilen recht verschieden. Neben volkstümlicher Überlieferung, die die Ereignisse in ihrer naiv-treuherzigen Art darstellt, haben wir eine ausgezeichnete Geschichtserzählung, z. B. jenen Bericht über Absaloms Aufstand II. Sam. 10—20, den ein Historiker wie Eduard Meyer der griechischen Geschichtsschreibung an die Seite stellt; in den Berichten über die älteste Zeit ist der wirkliche Hergang fast ganz vom Rankenwerk der Sage übersponnen, während in der Chronik weltfremde Tempellegende blüht. Es ist keine leichte Sache, jedes Stück in seiner Eigenart zu erfassen und ihm das zu entnehmen, was es uns zu bieten hat. Aber die Mühe lohnt sich reichlich. Die Assyriologen, die auf ihre prunkhaften Königsinschriften, ihre trockenen Annalen und die Masse der Urkunden angewiesen sind, hätten allen Grund, uns um diesen Reichtum zu beneiden. Denn gerade dass die geschichtliche Erkenntnis und Überlieferung sich so in den verschiedensten Linsen bricht, ist ein Vorzug der alttestamentlichen Tradition, der durch die grössere Nüchternheit und Exaktheit der assyrischen keineswegs aufgewogen wird. Der Unterschied zwischen beiden mag etwa dem zwischen Gemälde und Photographie verglichen werden. In das Fühlen und Denken der Israeliten sehen wir in ganz anderer Weise hinein als in das der Assyrer. Auch von Hammurabi und Nebukadnezar

deren Persönlichkeit sich in den Denkmälern in aussergewöhnlichem Masse ausprägt, gewinnen wir niemals ein so lebendiges Bild wie von David oder Elia; und mag hier noch so vieles sagenhaft sein — auch in der Sage spricht sich doch schliesslich der tiefe Eindruck aus, den diese Männer im Volke hinterlassen haben.

Sind wir so auf die alttestamentliche Überlieferung angewiesen, so ist natürlich auch eine strenge und methodische Kritik an derselben, so wie sie von Wellhausen und seiner Schule geübt wurde, unerlässlich. Wir können dieselbe schlechterdings nicht entbehren; wohl aber werden wir ihre Ergebnisse an den uns neu erschlossenen Quellen messen und regulieren. Da aber die Ausgrabungen, wie oben gezeigt, über die politische Geschichte so gut wie keinen Aufschluss geben, nur über die Kulturhöhe und, soweit es die assyrisch-ägyptischen Quellen angeht, über die Chronologie und einzelne Ereignisse sind die grossen kritischen Probleme nach wie vor an Hand der literarischen Quellen zu entscheiden. Das gilt z. B. auch von der Frage nach dem Alter der Priesterschrift. Die späte Entstehung dieses Gesetzes folgt daraus, dass es der gesamten Praxis der vorexilischen Zeit, den Forderungen des aus dem 7. Jahrhundert stammenden Deuteronomiums wie den Voraussetzungen der prophetischen Predigt völlig widerspricht. Wenn man auf Grund angeblicher orientalischer Parallelen zu einzelnen Bestimmungen ein höheres Alter behauptet, so kann das nur auf Einzelheiten gehen und darum für das Ganze nichts beweisen; dass die Priesterschrift auch älteres Material enthalte, hat schon Stade zugegeben. Für die Richtigkeit der späten Datierung spricht wohl nichts deutlicher, als dass gerade in den letzten Jahrzehnten konservative Alttestamentler, die sich lange gegen sie gesträubt, schliesslich zu ihr übergegangen sind. Damit ist in diesem Hauptpunkt, von dem das ganze Geschichtsbild wesentlich abhängt, Wellhausen als Sieger anerkannt.

In anderen Punkten allerdings wird man auf Grund unserer heutigen Kenntnis vom Alten Orient anders urteilen als Wellhausen, dem diese damals noch nicht zur Verfügung stand. Er war noch der Meinung, dass bis ins neunte Jahrhundert, wo Assur bedrohlich naekam, die Völker und Reiche Syriens „über ihre nächsten Nachbarn nicht hinausblickten und, um das Draussen unbekümmert, ein jedes sich um seine eigene Achse drehten“; allein die Amarnabriefe haben uns über die Verhältnisse Kanaans, in dem sich schon seit vielen Jahrhunderten die politischen und kulturellen Einflüsse von Ost und West kreuzten, eines andern belehrt. — Wenn ferner Wellhausen

die Israeliten für Nomaden hielt und darum ihre Kultur nach der der Beduinen bestimmte, so neigt man heute vielmehr zu der Ansicht, dass sie schon einige Zeit vor ihrem Eindringen in Kanaan sich als Halb- oder Schafnomaden, die vorübergehend auch Felder bebauen und in Lehmhäusern leben — was die Kamelnomaden niemals tun —, sich an den Rändern des Kulturlandes aufhielten. Und da sie dann in die Bauernkultur der Kanaanäer hineinwuchsen und mit ihnen verschmolzen, muss man sich doch vor der Gefahr hüten, ihr Niveau zu tief anzusetzen. Einem Mose wird man die Fähigkeit des Schreibens nicht von vornherein absprechen dürfen. Auch dass er die einzelnen Stämme, die damals zu einem Volke zusammenwuchsen, ausser durch die Verehrung des einen Gottes Jahwe auch durch gemeinsame Gesetze aneinander zuketten suchte, ist an sich nicht undenkbar; nur passen weder der Dekalog noch das Bundesbuch zu dieser Rolle. — Dass endlich die Juden erst im Exil begonnen hätten, Psalmen zu dichten, will uns wenig einleuchten, seit wir die nach Form und Inhalt so ähnliche Psalmendichtung Ägyptens und Babyloniens kennen, die dort bis ins zweite Jahrtausend zurückreicht.*)

Diese Beispiele — unschwer liessen sie sich vermehren — zeigen deutlich, wie sich in vielen Punkten das Urteil geändert hat, die Kritik zurückhaltender und vorsichtiger geworden ist. Man kann z. B. beobachten, dass Profanhistoriker, die auf unserm Gebiete arbeiten, nicht selten zu konservativeren Ergebnissen kommen als die Alttestamentler. Etwa seit der Jahrhundertwende hat tatsächlich in der alttestamentlichen Wissenschaft eine rückläufige Strömung eingesetzt, die freilich neben der Erschliessung des Alten Orients noch andere Ursachen hat, z. B. Verfeinerung der Methode in psychologischer Hinsicht. Ergänzung der fast ausschliesslichen Literarkritik durch eine Betrachtungsweise, die auch die Geschichte des Stoffes und der literarischen Formen mehr berücksichtigt. Es handelt sich also keineswegs um Rückkehr zur Tradition, sondern um eine Weiterführung der kritischen Arbeit mit, wie wir glauben, reicherem Wissen und besserer Methode. Und dass das unter Umständen zur Revision früherer Ergebnisse führt, braucht nicht zu befremden; in der Geschichte der Homer-Kritik z. B. haben wir genau dieselbe Erscheinung. Was Wellhausen und Stade geleistet, ist nicht umsonst gewesen. Doch die Wissenschaft kennt keine Pietät und kein Stillestehen. Wir ehren je

*) Vgl. das hübsche Buch von R. Kittel, Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren gesicherten Ergebnissen, Leipzig, Quelle & Meyer, 3. Aufl., 1916, wo freilich manches noch unsicher genug ist.

Männer und führen die Arbeit in ihrem Sinn und Geist weiter, auch wenn wir, wo es nötig wird, über ihre Ergebnisse hinweggehen.

Zu warnen ist allerdings vor dem andern Extrem, dass man die Reaktion überschätzt, wie es heute vielfach geschieht. Die Angriffe gegen die Quellenscheidung im Pentateuch sind gescheitert. Dass Wellhausen in der wichtigen Frage der Datierung der Quellen recht behalten hat, wurde schon erwähnt. Es ist auch nicht richtig, dass man heute über die Geschichtlichkeit der Patriarchengeschichte anders denken müsse als vor vierzig Jahren. Nicht einmal I. Mose 14, jenes merkwürdige Kapitel vom Kriegszug der Könige des Ostens gegen die kanaanäischen Kleinfürsten, das einzige Kapitel, das nicht bloss intime Familiengeschichte erzählt, sondern den Patriarchen in anscheinend geschichtlichem Rahmen zeigt, ist durch die Funde bestätigt worden. Keiner jener Namen ist bis jetzt sicher belegt; auch die beliebte Gleichsetzung des Amraphel mit Hammurabi unterliegt schweren Bedenken. Die Situation, ein Feldzug der Ostkönige unter Führung Elams, könnte allenfalls historisch sein; ihm übrigen geht der legendäre Charakter des Stückes aus dem Inhalt zur Genüge hervor. Nicht viel anders steht es mit den übrigen Patriarchenerzählungen. Es genügt eben nicht, die Erzählungen in der uns vorliegenden Form daraufhin anzusehen, ob sie geschichtlich sein könnten. Es gilt, jede einzelne auf ihre Entstehung, auf allfällige Umgestaltung und auf das Verhältnis zu den andern zu untersuchen. Solche Analyse — man studiert sie am besten in Gunkels Genesiskommentar oder im ersten Band der „Schriften des Alten Testaments in Auswahl“ (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht) — überzeugt bald davon, dass es Sagen sind.

* * *

Versuchen wir zum Schluss, von Israels Stellung im Alten Orient ein abgerundetes Bild zu entwerfen.

Da Kanaan seit alter Zeit unter dem Einfluss von Babylon und Ägypten stand, kam Israel hier gleich in eine Mischkultur hinein. Salomo öffnete dann das Land von neuem dem Weltverkehr. In besonders enge Beziehungen trat man zu Tyrus, zeitweise auch zu Ägypten. Später kamen Assur und Babylon dazu, in nachexilischer Zeit noch Persien und die sich ausbreitende griechische Kultur. Dass in all diesem Verkehr die Israeliten, als die Träger der einfacheren Kultur, vorzugsweise die Empfangenden waren, versteht sich von

selbst; schon die Tradition verrät es gelegentlich, und die Ausgrabungen haben es bestätigt. Immerhin darf man annehmen, dass davon nicht alle Teile des Landes im selben Masse betroffen wurden: die Gebiete an den grossen Handelsstrassen, die Ägypten mit dem Norden und Osten verbanden, die Küstenstriche und die Ebene Jesreel, gewiss mehr als das judäische Bergland.

Auf jeden Fall haben sich Elemente verschiedenster Art und Herkunft in dieser israelitisch-kanaanäischen Kultur vereinigt und vermischt. Doch vermögen wir heute erst den Umfang des babylonischen und ägyptischen Einflusses einigermassen zu bestimmen. Babylonischer Herkunft sind wesentliche Teile der Urgeschichte: einzelne Züge aus dem ersten Schöpfungsbericht und aus der Geschichte vom Sündenfall, die Liste der Urväter in I. Mose 5 und die Sintflut; mythologische Gestalten wie die Cheruben, und die Einrichtung des Sabbats. Auch Sprache und Recht weisen mancherlei Einwirkungen des Babylonischen auf, und die babylonische Psalmen-dichtung steht der alttestamentlichen so nahe, dass man ohne die Annahme von gewissen Zusammenhängen nicht auskommt.

Ägyptisch sind in den Ausgrabungen besonders viele Gebrauchsgegenstände und Statuetten niederer volkstümlicher Gottheiten, während das hohe Pantheon weder hier noch im Alten Testament Spuren hinterlassen hat. Von der Literatur kommen Liebes- und Weisheitsdichtung in Betracht, die für das Verständnis des Hohen Liedes und der Sprüche Salomos wertvoll sind. Zu den Psalmen hat man auch hier auffallende Parallelen entdeckt; Psalm 104 z. B. berührt sich merkwürdig mit einem Sonnenhymnus, der von dem Ketzerkönig Amenhotep IV. verfasst sein will.

Die ägyptischen Einflüsse haben wir uns teils direkt, teils durch Phönizien vermittelt vorzustellen. Der Grundriss des salomonischen Tempels z. B. ist der der phönizischen und ägyptischen: wie ja auch das Alte Testament erzählt, dass man Arbeiter und Material zu Palast- und Tempelbauten aus Tyrus bezog. Überhaupt wird die Bedeutung der phönizischen Kultur für die israelitische bei der Nachbarschaft und den engen Beziehungen nicht gering anzuschlagen sein; nur wissen wir von jener leider zu wenig, um das im einzelnen feststellen zu können. Dasselbe gilt von der ägäischen und hethitischen Kultur.

Bei dieser Fülle von Zusammenhängen fragen wir schliesslich, ob denn Israel etwas Eigenes besessen habe und worin. In Technik und Wissenschaft hat es nichts Besonderes geleistet. Aber es hatte unstreitig eine hohe dichterische Veranlagung. Seine Sagen zeichnen sich

durch scharfe Beobachtung und feine Erzählungskunst aus; die Propheten sind meist zugleich gewaltige Dichter; die Psalmen sind weltberühmt. Wenn die israelitische Geschichtserzählung im ganzen Alten Orient nicht ihresgleichen hat, so liegt das nicht bloss an dem Zufall der Überlieferung, die uns hier erhalten hätte, was anderwärts verloren ging. Nur in Israel stand man den Ereignissen und auch dem Königtum frei genug gegenüber; in Ägypten und Babylon machten Priestertum und Despotie eine Geschichtsdarstellung, die sich über den Annalenstil erhob, unmöglich.

Aber die Hauptsache ist damit noch nicht berührt. Die Geschichte lehrt, dass auch die Völker ihre Eigenart und besondere Veranlagung haben, die sich so wenig wie die Begabung des einzelnen Menschen „erklären“ lässt. Griechenland hat der Welt Philosophen und Künstler geschenkt, Rom hat das Recht geschaffen, Israel war das Volk der Religion. Nicht dass seine Religion von Anfang an anders gewesen wäre als die der übrigen; die primitiven Elemente, die allen Religionen mehr oder weniger gemeinsam sind, hat die moderne Forschung auch bei ihm nachgewiesen, und die breite Masse des Volkes hat immer Mühe gehabt, von Vielgötterei und Geisterglauben loszukommen. Die Anfänge der Jahwreligion liegen im Dunkeln; aber früh hat sich Jahwes Persönlichkeit entfaltet und geläutert. Immer wieder sind, unter dunklem Zwange, gottbegeisterte Männer aufgetreten, die mit unerhörter Heftigkeit und Strenge verlangen, dass man seinen Forderungen nachkomme. Sie bringen kein neues Wissen von Gott, und der Monotheismus ist auch nicht das Wichtigste; denn bewusst und grundsätzlich ist er erst spät geworden. Jene Männer verkünden, was sie erlebt und was nunmehr ihre Seele erfüllt; darum müssen alle Versuche, den israelitischen Monotheismus aus ägyptischer oder babylonischer Priesterspekulation herzuleiten, notwendig scheitern. Jene Entwicklung des Gottesglaubens aber und der Reichtum an religiösen Heroen ist es, was Israels Eigenart ausmacht und ihm unter den Völkern des Alten Orients eine besondere Stellung zuweist.